

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 19

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

8. Fortsetzung

Als er wieder an seine Arbeit gegangen war, lief Christine ruhelos durch das ganze Haus. Wie sollte es werden, wenn er sah, wie es um sie stand? Wenn er wusste, dass sie alles verneint, um zu dem einen Ja zu kommen? Wenn es offensichtlich war, dass sie sich ihr Kind gegen seinen Willen ertrotzt und vom Himmel gefordert hatte?

Sie öffnete die Türe zu ihrem kleinen persönlichen Wohnraum mit den Blumenbildern und den hellen Birkenmöbeln. Hier würde einmal das Kinderzimmer sein! Wann? Sie zählte die Monate an den Fingern ab. Ende Juni oder Anfang Juli würde es kommen. Und es würde ein Sohn sein! An ein Mädchen dachte sie nie. Ein Sohn! Ein persönliches Wunschbild vielleicht, eine Genugtuung in ihrem Kampfe als nicht gleichberechtigte Frau?

Welchen Namen sollte sie ihrem Sohn geben? Ach, dass sie nicht schon jetzt mit ihrem Manne darüber beraten durfte! Beim Gedanken an Hermann fiel ihr die ganze Not wieder ein, der Kampf, den es auszufechten galt. Und wieder hörte sie sein hartes „Nein!“, das er ihr vorhin ins Gesicht geschrien hatte...

Es litt Christine nicht länger im Haus. Sie wollte ihre Angst hinaustragen, damit sie ihr nicht so dicht im Herzen und auf den Schultern hockte. Sie hatte das Verlangen, Menschen zu sehen, zu laufen, irgendwohin.

Dann aber tat sie etwas ganz anderes: sie mied die Menschen und die Stadt und ging vom Höhenweg aus einen schmalen Fussgängerstreifen, der zwischen Wiesen und Feldern zum Waldrand hinaufführte. Dort wanderte sie nun im raschelnden Laub, das dicht den Boden bedeckte...

Sie atmete tief die herb-frische Luft. Ihre Seele schmiegte sich in die Stille und Einsamkeit, die ihr aus dem Walde, von den Bäumen, aus dem Rascheln des welken Laubes entgegenkam. Wie war die Natur doch so stark und so gross, – und wie war dagegen der Mensch so schwach, so von seinen Gefühlen hin und her gerissen, so klein!

„Ich bin Mutter“, betete Christine. „Mutter, wie der Wald, der Baum, der Strauch. Vor wem sollte ich mich fürchten? Und ich bin stark, ich bin geduldig und gross, ich erfülle das Gesetz der Natur. Wer will mich darum bestrafen?...“

Christine schaute auf. Vor ihr – mitten auf dem Weg – stand ein Kind. Eben noch war sie ganz allein gewesen. Woher kam es so plötzlich, dieses Kind – und wo war seine Mutter?

Christine sah sich um. Nur das Kind war da. Es weinte. Es sah sie mit grossen traurigen Augen an. Es war ein Knabe. Er hatte sich wohl verlaufen und war nun voller Angst.

Sie ging auf ihn zu und sah, wie schön er war. Sie redete ihn an:

„Wo hast du deine Mutter?“

Und während sie noch redete, schaute sie sich ein zweites Mal um. Irgend jemand musste doch in der Nähe sein, der zu dem Kinde gehörte...

Als sie sich wieder dem Knaben zuwandte, war er fort. Fort, als hätte ihn der Wald, die Erde, der Himmel weggeholt, in sich aufgenommen...

Da wusste Christine, dass sie ihr eigenes Kind gesehen hatte!

Wo sie stand, brach sie in die Knie. Lachend, weinend, schluchzend ergoss sich ihres Herzens Seligkeit und süsse Not:

„Mein Kind – mein Sohn – mein Herrgott, du! Du bist bei mir, du lebst, du wirst stark und gross und schön! Und es ist niemand und nichts, das uns jetzt trennen kann. Nur du und ich – ich und du! Mein Kind, mein Sohn!“

Sie kam erst wieder zu sich, als die Kühle aus dem Wald sie erschauern machte. Dann eilte sie den Weg zurückheim. —

Von der Stunde an war alle Angst vor Hermann wie weggeschwunden.

„Ich habe mein Kind gesehen“, das war der Choral und war der Triumphgesang, den ihre Seele sang. Aber – kein einziges Mal fragte sich Christine, was die grossen traurigen Augen – was die Tränen in ihrer Vision zu bedeuten hatten.

Wie ein Funke unter der Asche weiter glüht und brennt, so wartete sie, indem sie als Hausfrau und Ehefrau treu und hingebungsvoll ihre Pflicht tat, dass die Stunde des Zornes über sie hereinbrechen würde. Und manchmal wunderte sie sich, dass es so lange währte. Hermann schien keine Augen im Kopf zu haben. Es fiel ihm auch nicht auf, wenn sie einen plötzlichen Widerwillen gegen diese und jene Speise hatte, oder wenn sie einen Heissunger auf Ungewohntes, zum Beispiel kleine saure Gurken, Sardinen oder ebenso unvermittelt auf süsse Kastanien entfaltete. Oder wenn sie zur Unzeit schlafelig wurde und munter war, wenn Hermann fand, es wäre Zeit zum Schlafen.

Um ihm eine Freude zu machen, lernte sie sein Lieblingsspiel, das Schach. Es kostete sie unsägliche Anstrengung und

Mühe, seinen verwickelten Kombinationen auch nur einigermassen zu folgen und ganz bescheiden ein paar Gegenzüge zu tun, damit er sie nicht schon in der ersten Viertelstunde ärgerlich „Schachmatt“ erklären musste.

Diese Spielabende, sie waren für Christine eine Qual. Aber sie riss sich zusammen, auch wenn die Nerven, der Magen noch so sehr gegen diesen Zwang rebellierten. Es galt, Abzahlung und immer wieder Abzahlung zu leisten für das, was sie Hermann antun musste.

Am glücklichsten war sie, wenn er abends das Haus verliess. Dann ging sie mit dem Meterstecken in ihrem Zimmer umher und bestimmte, wo das Kinderbett, die Wickelkommode, Tisch und Stühlchen hinkommen sollten. Dazwischen setzte sie sich wieder in eine Ecke und strickte und nähte an der winzigen Aussteuer in weissem feinem Leinen und rosa Wolle. Sie tat an solch einem Abend tausend Dinge, an die nur schon denken zu dürfen so süß war, dass es ihr Tränen des Glücks in die Augen trieb. Ganz leise konnte sie dann mit ihrem Kinde sprechen:

„Bub, lieber kleiner Bub, wie wollen wir glücklich sein! Ich weiss, du hast dunkle Augen und dunkles Haar und du wirst schön und gesund und stark sein. Wir werden alle Tage miteinander spazierengehen, dorthin, wo du mir zum erstenmal begegnet bist, und wir werden lachen über alle Angst und Traurigkeit die einmal war.“

Wie soll ich dich nur heissen, kleiner Bub? Am liebsten möchte mir ein Siegfried sein, – Sieg – und – Frieden. Aber das würde deinem Vater nicht passen, er ist für das Einfache, das Schlichte und Bescheidene. Vielleicht nennt er dich nur Hans – Hans –. Aber dann bitte ich mir einen Johannes aus, das klingt besser. Johannes ist biblisch, schön. Johannes war der liebste Jünger des Herrn... Kleiner, lieber Johannes du!“

Wenn dann Christine die Haustüre hörte, verbarg sie die kleinen, herzigen Sachen und schlüpfte schnell in das gemeinsame Schlafzimmer hinüber. Beim Hereinkommen ihres Mannes stand sie am Waschtisch und bürstete ihr langes, blondes Haar.

Sie begrüßte ihn mit einem Kuss und mit grossen Frageaugen:

„Siehst du denn nichts – immer noch nichts?“ *

Am 11. November wurde der Waffenstillstand im Walde von Compiègne unterzeichnet. Damit durfte das Ende des Weltkrieges angenommen werden. Wer aber nun geglaubt hatte, er könne danach wieder freier atmen, der irrte sich.

Durch den Zusammenbruch Russlands im Jahre 1917 war von Lenin eine kommunistische Agitation in der ganzen Welt entfaltet worden, die sich auch in der Schweiz bemerkbar machte. Der Generalstreik brach aus. Ein grosser Teil

der bereits entlassenen Armee musste wieder aufgeboten werden. Alle Eisenbahnzüge fuhren unter militärischer Beaufsichtigung. Und – um das Unglück vollzumachen, brach die „geheimnisvolle Krankheit“ mit entsetzlicher Wirkung aus und raste wie ein verheerender Brand durch die ganze Welt.

Endlich hatte sie nun auch ihren Namen bekommen: Spanische Grippe.

Indische Truppen waren, bevor sie auf den Kriegsschauplatz gekommen, in Gibraltar stationiert gewesen. Die Krankheit – von Indien eingeschleppt – brach daher zuerst in Spanien aus und man bezeichnete sie dort als „Spanisches Fieber“.

Die „Spanische Grippe“ forderte mehr Opfer, als der Weltkrieg gefordert hatte. Kein Alter wurde verschont. Die gesundesten, blühendsten Menschen raffte sie dahin. Durch die erneute Mobilisation des Schweizer Heeres verbreitete sie sich bis in die entlegensten Berggegenden und Dörfer. Überall wurden aus Schulhäusern Notspitäler gemacht. Freiwillige meldeten sich zur Pflege, da das Rote Kreuz und alle andern sanitären Institutionen nicht mehr genügten. Es mangelte an Ärzten, da die meisten erkrankt oder mobilisiert waren. Studenten von

den Universitäten weg sprangen in die Lücken.

So auch in Altenheim. Doktor Haller, der die Krankheit vor der eigentlichen Epidemie überstanden hatte, war einer der ganz wenigen, die ihren Beruf noch weiter ausüben konnten. Tag und Nacht war er unterwegs, um ohnmächtig zu erkennen, dass der Tod ihn beinahe auf Schritt und Tritt begleitete. Die Totenglocken wollten nicht mehr verstummen. Die Ärzte und Studenten fanden keine Zeit mehr, ihre weissen Mäntel abzulegen, wenn sie durch die Straßen liefen. Es war ein Wettrennen mit dem Tod – überall!

Hermann Keller trug ständig Trauerkleidung für die, welche ihm auf der Kanzlei als verstorben gemeldet wurden. Seine Stimme, die täglich so oft Beileid aussprechen, Trauernde befragen und Anweisungen über die Bestattung geben musste, hatte sich allmählich jenen Tonfall angewöhnt, in dem Mit-Trauer und Mit-Leid in gedämpfter Moll-Lage schwang.

Christine hatte gehört, dass Honig ein gutes Vorbeugungsmittel wäre. So ass sie denn pfundweise davon. Sie zitterte für ihr Kind, sie zitterte vor dem Tod, sie zitterte beim Klange der Kirchen-

glocken, die längst nicht mehr in die Kirche riefen, sondern nur noch zum letzten Gang begleiteten.

Hermann Keller sah in seiner unermüdlich Honig essenden Christine ein kleines, lustiges Spiel, das sich das Leben mitten in Grauen und Vernichtung leistete.

„Du wirst dick davon, Stinel!“, sagte er lächelnd. „Die biblische Speise schlägt dir gut an.“

Seine Worte erschütterten sie um des tieferen Sinnes willen, der darin lag, und auch darum, weil sein Lächeln in den letzten Wochen so spärlich und selten geworden.

Ende Dezember legten Hermann und Christine sich zur gleichen Zeit und Stunde an der „Spanischen Grippe“ zu Bett. Beide hatten 40 Grad Fieber.

Doktor Haller kam.

„So, hat's euch auch erwischt. Es sieht grad so aus, als ob eine Pflegerin nötig wäre. Das Spital und die Schulhäuser sind besetzt. Ich tu für euch, was ich kann. Jetzt wird vor allem einmal gewickelt.“

Er sorgte in der Küche für heißes Wasser. Christine sagte ihm, wo Wickeltücher und Wolldecken zu finden waren.

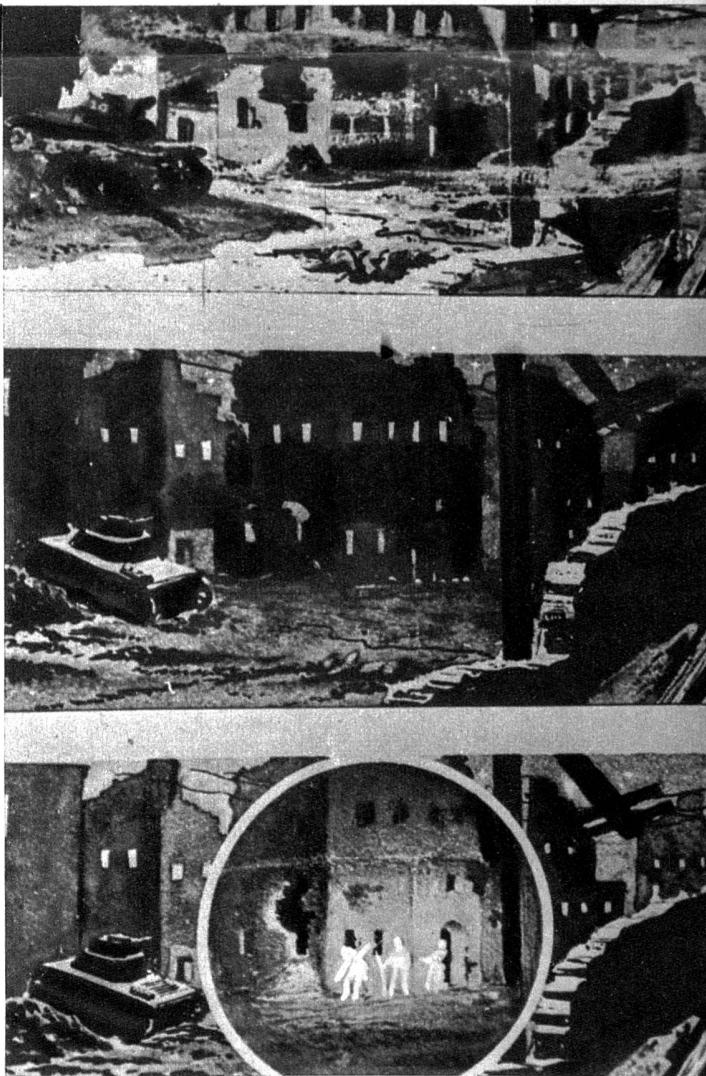
Doktor Haller schob die beiden Betten

Das infrarote Zielen

Zu den am strengsten behüteten Kriegsgeheimnissen der Amerikaner gehört die Erfahrung, durch *infrarote Strahlen*, kombiniert mit Zielgeräten, selbst in vollkommenster Dunkelheit sehen und den Feind aufspüren und vernichten zu können. Im Sommer 1944 wurde dieses geheimnisvolle Kriegsgerät erstmals von der Armee und der Marine angewandt und brachte überraschende Ergebnisse. Unser Bild zeigt dreimal die gleiche Aufnahme aus einer umkämpften Ruinenstadt: Oben eine verlassene Straße bei Tag, in der Mitte die gleiche Straße, bei Nacht mit gewöhnlicher Belichtung aufgenommen und unten durch das mit infraroten Strahlen ausgerüstete Zielgerät gesehen; hier erkennt man deutlich eine der Hauswand entlang schleichende Patrouille, auf die der Schütze, selbst durch die Dunkelheit geschützt, bequem zielen kann. (ATP)



„Snooperscope“ haben die Amerikaner ihre streng geheimgehaltenen Zielgeräte, die auf dem Prinzip der *infraroten Strahlen* beruhen, genannt. Sie erlauben dem mit diesem Gerät ausgerüsteten Schützen – sei es nun ein Matrose oder eine „Landratte“ – das Zielen auch bei vollkommenster Dunkelheit. Unzählige japanische Soldaten mussten zufolge des „Snooperscope“ ihr Leben lassen, da ihnen die Dunkelheit keinerlei Schutz bot, während sie anderseits nirgends einen Feind erblicken konnten. (ATP)



auseinander, um besser an die Kranken heranzukommen. Zuerst kam Hermann an die Reihe. Übermüdet von seinem strengen Dienst und vom Fieber benommen, liess er alles dankbar und geduldig mit sich geschehen. Der kühle Wickel verschaffte ihm sichtlich Erleichterung.

Während Doktor Haller den Wickel für Christine bereitete, wunderte er sich über die Not, die aus ihren Augen brach. Hatte sie Angst?

„Jetzt schnell, Frau Christine, helfen Sie mir -- die Decke zurück!“

Christine rührte sich nicht. Da packte er selber zu...

„Himmel – Herrgott!“

Das nasse Tuch entfiel seiner Hand. Er beugte sich vor, er schaute in die grossen, fiebrigsten, flehenden Augen hinein...

„Frau Christine – um Gottes willen!“

Da deutete sie auf den Mann im Bett nebenan und legte beschwörend den Finger an die Lippen.

Die Hände des Arztes zitterten, als er den Frauenleib wickelte. Dann ging er ohne Wort und Gruss.

In einer Stunde kam er mit Frau Hanna zurück. Als sich die Frauen sahen, weinten sie beide. Frau Hanna blieb zur Pflege.

Es wurde ein schwerer Kampf. Hermann Keller hatte die Grippe-Lungenentzündung. Doktor Haller kämpfte verzweifelt und zähe gegen Vernichtung und Tod. Er kam fast zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht. Er wollte und wollte dieses Leben erhalten, das für zwei andere so nötig war.

Der Kranke lag apathisch, vom Fieber verzehrt. Nur dann und wann ging seine Hand wie suchend nach Christine, die

von der Lungenentzündung verschont geblieben und sachte auf dem Weg der Besserung war.

Wenn sich beider Hände gefunden hatten, hauchte er zärtlich immer nur ihren Namen, immer nur das eine Wort: „„Stineli“.

An dem Tage – es war Mitte Januar – als Christine zum erstenmal aufstehen durfte, ging es mit Hermann zum Sterben.

Doktor Haller und seine Frau waren an seinem Bett und stützten Christine, damit sie nicht zusammenbreche.

Hermann Keller lag völlig fieberfrei und klar. Es war die Stunde vor der Auflösung. Seine Finger glitten suchend über die Decke. Doktor Haller legte die Hände von Mann und Frau ineinander. Christines leises Weinen tönte durchs Zimmer...

Draussen klangen schon wieder die Kirchenglocken, bang und schwer.

„Stineli“ – flüsterte der Sterbende und hielt ihre Hand. „Stineli – ich danke dir – für alles. – Du bist noch jung – du wirst wieder heiraten – und Kinder haben. – Ich wünsche – es – Stineli...“

Seine Augen gingen müde, schon erlöschend über Christines verweintes Gesicht, über die Gesichter seiner Freunde:

„Bleibt – beieinander...“

Das war das Letzte.

Die Totenglocken läuteten für Hermann Keller, den schlchten, ehrlichen Menschen, der sich selber treu geblieben war.

Zurück blieb seine Frau Christine, damit sich an ihr das Gesetz erfülle.

*

Nach der Beerdigung sass das Ehepaar Haller bei der Witwe am Tisch vor den

vielen schwarz gerandeten Trostsprüchen und Beileidskundgebungen. Doktor Haller strich sie alle zu einem Haufen zusammen, schaute dann Christine fest in die Augen und sagte:

„So, Frau – und jetzt will ich die ganze Wahrheit wissen. Wie war dieser Betrug möglich an meinem Freund?“

Christine weinte auf, als das Wort „Betrug“ hart und messerscharf gefallen war. Dann besann sie sich und wurde sich bewusst, dass es jetzt Doktor Haller, der Freund, und nicht Hermann ihr Mann war, der sie zur Rechenschaft zog. Und in all dem Schmerz und Jammer dünkte es sie, – es sei besser so!

Sie begann frei zu sprechen. Sie verschwieg nichts. Sie ging zurück bis zu dem Tag, da Hermann ihr das Elend seiner Jugend und die Schuld seines Vaters gebeichtet hatte...

„Ich konnte und wollte nicht daran glauben, dass wir für fremde Schuld zu büßen hätten. Wir waren beide gesund, warum sollte ich kein gesundes Kind bekommen dürfen? Nur wegen einer übertriebenen und vielleicht ganz unberechtigten Furcht wollte ich mir das Glück der Mutterschaft nicht nehmen lassen, ich habe den Frauenarzt, den Sie mir rieten, nicht aufgesucht.“

„Diese „übertriebene Furcht“, wie Sie es nennen, ist in sechs von hundert Fällen berechtigt“, stellte Doktor Haller sachlich fest. „Möge diese bittere Wahrheit Ihnen und dem Kinde erspart bleiben.“

Und nun tragen Sie in Gottesnamen, was nicht mehr zu ändern ist, und was Sie sich vom Himmel erzwungen haben. Meine Frau und ich sind Ihre Freunde, so wie es Hermann in seiner Todesstunde gewollt. Sie können sich jederzeit auf uns verlassen.“

Frau Hanna reichte Christine über den Tisch und über die Trauerkarten hinweg die Hand:

„Wir wollen an das Gute glauben und tapfer sein. Ich bin immer für dich da.“

Zum erstenmal brauchte sie das vertraute Du.

Die Tränen der Frauen vermischten sich, als sie sich küssten.

Dann war Christine allein. Der Tod ihres Mannes hatte sie zutiefst erschüttert, denn sie war immer und zu jeder Stunde in seiner Schuld gestanden, sie hatte nur Gutes von ihm empfangen. Dennoch spürte sie im letzten Winkel ihres Herzens etwas wie Befreiung, wie Erlösung, weil die grosse Auseinandersetzung, der grosse Kampf, das ständige Misstrauen, das Hermann seinem Kind, seinem Fleisch und Blut entgegenbringen würde, nun ausgeschaltet war. Sie konnte ihr Kind erwarten wie jede andere Mutter auch, ungestört, voller Ruhe und Zuversicht.

„Kleiner Johannes“, sagte sie an diesem Abend in die Stille und Einsamkeit hinein, „wenn du erst da bist, dann wird alles gut.“

(Fortsetzung folgt)

Zum Muetertag

Nimm da prächtig Bluemestruss
Muetterli, und lue,
I möcht halt am Muetertag
Öppis für di tue!

Schaffe muesch Jahr us und y
Hesch viel Sorg und Müeh,
Und mit mir, hesch mängisch gwüss
Grad am meischte z'tüe!

Ha nid g'folget wie n i sött
Das isch leider wahr,
S'mues de besser wärde jetz,
Gwüss grad Jahr für Jahr!

Aber hüt, liebs Muetterli
Dänk jetz nümme dra,
D'Liebi gwinnt, und drum muesch du
Der schönscht Meie ha!

